

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

November.

Der Nebel gleitet
Vom Waldbrand sacht,
Und Schleier breitet
Aufs Tal die Nacht.

Wie fahl im Düstern
Das Licht verblaßt
Mit Wehmutsflüstern
Es mich ergaßt.

Und nieder senken
Sich unbewußt
Verheiltes Kränken,
Verrauschte Lust.

Ich möcht wohl singen,
Doch mich durchzieht
Nur dumpfes Klingen,
Kein tönend Lied.

O könnt ich retten
Mich aus der Welt,
Zu Schlaf mich betten,
Wies Korn im Feld.

Und neu erstehen
Aus meiner Gruft
Im Lenzluftwehen,
Wenn Liebe ruft.

Die Radlerin.

Roman von Heinrich Lee.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Die Müdigkeit, die Rudolf vorhin in den Oberschenkeln noch empfunden hatte, war während der Zeit, als ihn der Verkäufer bediente, schnell geschwunden. Durch Leibesübungen aller Art und besonders durch seine ausgedehnten Spaziergänge war sein Körper hinreichend gestählt und vorbereitet.

Er fand, daß sein Rad schon ganz allein ging und daß es von seiner Seite einer Anstrengung gar nicht mehr bedürfe.

Er schlug denselben Weg ein, wie am Morgen.

Wieder umging ihn zuerst der Wald. Dann zeigte sich glitzernd im Mittagsonnenglanz, von seinen heiteren Ufern umkränzt, von ferne der Wannsee.

Auf glattem, vorzüglichem Sandwege unter den Zweigen der Bäume, nur durch die noch kahlen Gebüsch von dem Seerande getrennt, flog das Rad unter ihm hin.

Noch kein Segel schwamm auf dem Wasser. Alles war noch eine große stille Einsamkeit. Es war so still, als wollte der Frühling seinen eigenen Herzschlag pochen hören.

Simmer weiter rollte Rudolf hinein in das verlockende Reich, ohne an ein Umkehren zu denken.

„Meinst Du,“ sagte am nächsten Morgen, als die Neubrink'schen Damen wieder bei ihrer Handarbeit in der gemütlichen Loggia saßen, Lena plötzlich zu ihrer Schwester, „daß Herr Moellendorf es mit dem Radfahren ernst gemeint hat?“

„Gewiß,“ erwiderte Meta.

„Ob er bald wieder einmal herkommen wird?“

„Sch denke doch.“

„Das wäre hübsch. Hat er denn so viel zu tun?“
„Zu tun? So viel ich weiß, hat er überhaupt nichts zu tun.“
— „Gar nichts?“ — „Nein.“ — „Das muß doch schrecklich für einen Menschen sein. Wie kann er denn so leben?“

„Er hält es schon aus.“

Lena war daran gewöhnt, in dem Hauswesen ihrer Pflegeeltern, so klein es war, tüchtig mit Hand anzulegen. Sie besserte die Wäsche aus, machte hübsche Stickereien, fertigte zum Teil die Kleider an, garnierte ihre Hüte und half auch in der Küche mit, wenn es einmal besondere Leckerbissen geben sollte, deren Zubereitung sie ihrer Tante, an der sie mit großer Liebe hing, abgelernt hatte.

Das geschäftige Nichtstun im Hause ihrer Schwester fing schon an, ihr nicht zu gefallen. Aus den Berliner Sehenswürdigkeiten machte sie sich nicht viel, mit Ausnahme des Panoptikums, dem ihre Sehnsucht schon in Frankfurt gegolten hatte.

Sie hatte an den beiden Abenden mit Meta und ihrem Schwager das Opernhaus und Schauspielhaus besucht und eine starke naive Freude dabei bekundet.

Am Tage aber war das anders. Es lebte in ihr ein Tätigkeitsdrang, der auch in der Muße nach irgend einer Befriedigung suchte.

Sie hatte Mittags wie zu Hause den Tisch decken wollen, aber Meta ließ es nicht zu.

Ihre Wünsche richteten sich immer wieder sehnsüchtig auf ihr Rad, das müßig in ihrer Stube stand. Das schöne Wetter, die Fülle von Radlern und Radlerinnen, die sich nun vor ihren Augen



Im Herrgottswinkel.

Nach der Originalzeichnung von W. Hasemann.

wie ein Strom über Straßen und Plätze ergoß, weckte ihre Sehnsucht noch mehr. Sie kam sich vor wie in einem hübschen Käfig.

„Wenn Herr Moellendorf nicht radfahren lernt,“ sagte Lena kleinmütig, „dann find' ich doch überhaupt niemand dazu.“

In diesem Augenblick kam Neubrink.

Er wollte zur Börse und trat nur herein, um sich von den Damen zu verabschieden.

„Soll ich Dir was mitbringen?“ fragte er Lena artig.

Er hatte immer eine kleine Aufmerksamkeit für sie und wenn Meta die stumme Zeugin solcher Szenen war, so erinnerte es sie an ihre Brautzeit. Damals war er auch so gegen sie gewesen.

„Ich danke, Du bist viel zu gut gegen mich,“ erwiderte Lena.

Als Neubrink aus dem Hause trat, schoß geradewegs ein Herr auf einem Fahrrad auf ihn zu.

Der Herr sprang ab. „Guten Tag, Herr Neubrink,“ rief er ihm zu.

Neubrink war etwas kurzichtig. „Ach Sie,“ sagte er, und die beiden Männer reichten sich die Hand, „ich hätte Sie in der Wütze beinahe nicht erkannt. Meine Frau hat mir von Ihnen schon erzählt. Wollen Sie sie besuchen?“

„Ist sie zu Hause?“

„Ja.“

„Fräulein Schwägerin auch?“

„Sie sitzen beide in der Loggia.“

„Ich hole sie nur zu einer Ausfahrt ab.“

„Da wird sie sich freuen. Kommen Sie nicht mal abends wieder zum Skat?“

„Ich fahre jetzt Rad. Ich glaube, da werd' ich, wenn die Tage jetzt so bleiben, nicht viel Zeit zu was anderem haben. Sie sollten sich auch ein Rad zulegen.“

„Ich bitt' Sie.“

„Warum denn aber nicht?“

„Ist schon gut. Ich muß jetzt fort. Auf Wiedersehen.“

„Adieu!“

Lena war, um sich neue Seide zu holen, nach ihrem Zimmer gegangen. Als sie am Korridorfenster vorbeikam, fiel ihr Blick in den vorderen Garten und auf die Gittertür.

„Meta!“ rief sie, nach der Loggia zurückeilend, fast atemlos.

„Was ist denn?“ fuhr Meta fast erschrocken auf.

„Herr Moellendorf ist da, er hat ein Rad.“

Meta erhob sich und gemeinsam gingen beide Damen Rudolf entgegen.

„Wahrhaftig,“ rief Meta ihm mit einem Blick auf sein Fahrzeug zu.

„Am Ende haben Sie's gar nicht glauben wollen,“ lächelte Rudolf.

„Können Sie denn schon?“ fragte Lena mit Verwunderung.

„Ich schmeichle mir wenigstens.“

Fast außer sich vor Vergnügen klatschte Lena in die Hände.

„Dann fahren wir gleich los.“

„Ich bin sogar zu diesem Zwecke hergekommen.“

Lena mußte sich in ihrem Vergnügen nicht anders zu fassen, als ihrer Schwester um den Hals zu fallen.

Dabei sah Rudolf ihre beiden dicken schwarzen Zöpfe flattern.

„Ich kann also allein zu Hause bleiben,“ sagte Meta.

„Für heute wird Ihnen nichts übrig bleiben,“ erwiderte Rudolf, „aber ich wüßte ein ganz gutes Mittel, um dem für die Zukunft vorzubeugen.“

„Nun?“

„Sie lernen es auch!“

Meta lächelte. „Es wird mir schon am Ende nichts weiter übrig bleiben.“

Lena ergab sich bei dieser Aussicht einem neuen Freuden- ausbruch.

„Jetzt zieh' ich mich an,“ sagte sie darauf, „in fünf Minuten bin ich wieder da.“

Rudolf und Meta blieben im Garten allein.

Er lehnte sein Rad gegen einen Baumstamm und sie gingen im Garten nebeneinander her.

„Ich hätte Ihnen so viel Selbstlosigkeit gar nicht zugetraut,“ bemerkte Meta.

„Wie meinen Sie das?“

„Daß Sie mich noch animieren!“

„Rad zu fahren? Warum soll ich Sie nicht animieren?“

„Ich habe schon geglaubt, es macht Ihnen Vergnügen, mit Lena ganz allein zu fahren.“

„Ich weiß nicht, was Sie wollen.“

„Es scheint, Lena gefällt Ihnen.“

Rudolf lachte vor sich hin. Jetzt erst verstand er das Unausgesprochene, was in ihren Worten lag.

„Am Ende sind Sie auf sie eifersüchtig?“

„Das hat mir auch noch gefehlt.“ Sie ging auf seinen scherzenden Ton ein. — „Wenn ich mich in Ihre Schwester verliebte,“ fuhr er auf dieselbe Weise fort, „würden Sie etwas dagegen haben?“

„Im Gegenteil. Ich würde es Ihnen nur gönnen.“

„Gönnen? Wieso?“

„Sie haben mir doch gesagt, daß Sie niemals heiraten würden. Dann würde Ihre Liebe mithin eine unglückliche bleiben.“

„Wenn ich mich aber noch bekehre.“

„Trotz Ihrer Vorurteile?“

„Trotz meiner Vorurteile!“

„Dann wird es mich eben freuen. Sie werden dann doch mein Schwager.“

Meta sah, als sie das sagte, ihn nicht an. Sie sah geradeaus vor sich hin.

„Könnten Sie sich mich als Ihren Schwager denken?“

„Warum denn nicht?“

„Ich könnte Sie mir auch gut als meine Schwester denken.“

Sie wandte ihm wieder ihr Gesicht zu. Ein sachlicher Ausdruck lag darin.

„Ist das mit Lena Ihr Ernst?“

„Nein,“ sagte er zögernd, leise und warm.

Ein Lächeln, beinahe wie Befriedigung, flog über sie.

Auf der kleinen Freitreppe erschien jetzt Lena in ihrem Rad- kleide. Das Rad führte sie an der Hand.

„Sie müssen noch die Freundlichkeit haben, Herr Moellendorf,“ sagte sie, „und mir mein Rad mit herunterschaffen.“

Rudolf eilte hinauf und während Lena voranging, trug er es die Treppe hinab.

„Adieu,“ sagte Lena und küßte ihre Schwester.

Rudolf drückte Meta zum Abschied die Hand.

„Wo wollen wir denn hin?“ fragte Lena auf der Straße.

„Ich denke doch ins Freie?“

„Natürlich!“

„Dann will ich also Ihr Führer sein.“

Leicht schwang sich Lena auf, mit einigen Tritten kam auch Rudolf in den Sattel. Meta sah ihnen von der Gittertür nach, aber sie konnten sich nicht umwenden und waren im Fluge hinter der Straßenecke verschwunden.

Rudolf fuhr einige Spannen voraus. Er schlug wieder den Weg nach Halensee ein. Er kannte keinen anderen, der schneller aus der Stadt geführt hätte, und er wünschte sich die Straßen mit ihrem lebhaften Verkehr so schnell wie möglich im Rücken und mit Lena draußen in der Natur allein.

Nur dann und wann, sobald Lena wieder dicht neben ihm war, wechselte er mit ihr ein flüchtiges Wort.

Lenas Gesicht glänzte vor Freude. Die Zöpfe hatte sie sich wieder aufgesteckt. Sie fuhr durch das ihr bisher in dieser Gegend noch unbekanntes Berlin. Die breiten lustigen Straßen und Plätze mit den neuen riesigen Häusern imponierten ihr; die Bodenheimer Landstraße aber, an die sie dabei dachte, kam ihr doch viel freundlicher und auch feiner vor. Sie fühlte sich in einer anderen Welt.

„Fahr' ich Ihnen nicht zu schnell?“ fragte Rudolf.

„Sie können meinethalben noch viel schneller fahren,“ rief sie ihm übermütig zu.

„Was haben Sie denn für eine Uebersetzung?“

„Ich glaube — 63.“

„Meine ist 66. Dann bin ich im Vorteil.“

„Das schadet nicht.“

Sie hatten den Platz an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche erreicht und das graufige Pflaster mit seinen Höhen und Tiefen nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Optimisten sprechen von einer „Märkischen Schweiz“. „Hier,“ dachte Rudolf, „ist sie zu finden.“

Dann rollten sie wieder über den Kurfürstendamms.

Manche der Vorübergehenden bleiben stehen und sahen dem hübschen fecken Mädel nach. Rudolf bemerkte es wohl. Er hatte ein Vergnügen daran, daß Lena auch auf fremde Leute einen solchen Eindruck machte. Er irrte sich also nicht.

„Soll ich jetzt mal voraus fahren?“ fragte Lena.

„Wenn Sie wollen — bitte!“

Mit einem flinken Spurt setzte sie sich an die Spitze.

Rudolf hatte beinahe Mühe, hinter ihr heran zu bleiben.

Seine Augen hafteten an ihrer schlanken, feinen und doch so kräftigen, geschmeidigen Gestalt. Unter dem Saume ihres kurzen Rockes waten, in schwarzen Strümpfen, ihre Glieder sichtbar, die, im Verhältnis zu dem übrigen Körper, auffallend stark entwickelt waren. Ohne daran zu denken, gab sie diesen Anblick Rudolf preis. Es kam ihm wie ein kleiner Raub vor, den er an ihr beging, ohne daß er sich große Gewissensbisse darum machte. Sie brauchte sich dessen, was er sah, nicht zu schämen.

Hinter der Brücke ergriff Rudolf wieder die Führung.

Sie bogen in die Boothstraße ein, wo Halensee mit seinem Cottage-Charakter sich zu entwickeln beginnt, und jaudzend hörte er ihre Stimme hinter sich: „Hier ist's hübsch.“

Wohlgepflegte, stille Parkanlagen umgaben jedes Haus, von denen eins immer schmücker, origineller, überraschender als das andere ausah. Manches Haus stand hinter dichtem Fichtenholz

und die Fichten waren zuweilen so hoch und starren mit ihren fahlen Stämmen, die nur am Wipfel bewachsen waren, so feierlich in den klaren, blauen Frühlingshimmel hinein, daß sie wie italienische Pinien ausfahen.

Hier war's noch hübscher als auf der Bockenheimer Landstraße. Der Weg ging jetzt talab und lief über eine schöne Brücke an einem Bassin entlang, dessen hohe Ufer von einem blauenden Fichtenkranz bestanden waren. Der Wald, der hier von einem Wildgehege umgeben war, sah ihnen entgegen. Ein Wärter, der artig in Erwartung eines künftigen Trinkgeldes die Mütze abnahm, riß das Gatter vor ihnen auf und beide rollten hinein.

Ein freundlicher einladender Gastwirtsgarten tat sich dicht hinter dem Gatter auf. Nach Berliner Art hatten die ersten Frühlingsstrahlen sofort die Wirkung gehabt, daß die Gartenmöbel, die während des Winters im Hause geruht hatten, herausgeschafft worden waren und einige Räder, die draußen an dem Zaune standen, verrieten, daß er bereits mit radfahrenden Gästen besetzt war. „Wollen wir hier ein bißchen absteigen?“ fragte Rudolf. — „Wir ist es recht.“

Rudolf hob sich aus dem Sattel und sprang ab. Auch Lena stand schon auf den Füßen. Sie stellten die Räder an den Zaun, Rudolf befestigte sie beide mit seiner Sicherheitskette und sie traten ein. Alle Augen richteten sich auf das erscheinende Paar, auf Lena blieben sie haften. — Rudolf suchte nach einem Platz. Neben der Schmalwand des Hauses, abseits von dem übrigen Garten und der Landstraße, mit dem Blick auf den Wald, fand er einen einsamen Tisch mit zwei Stühlen.

Dort führte er Lena hin. Ein Kellner kam ihnen entgegen.

Ohne Lena erst zu fragen, bestellte Rudolf einen kleinen Imbiß und dazu eine Flasche guten Moselwein.

„Trinken Sie lieber Milch?“ fragte er Lena nun doch.

„Nein!“ Sie schüttelte lächelnd den Kopf. Lena war ein rechtes Rheinlandkind geworden.

Dann nahmen sie Platz. Der Kellner brachte mit dem Uebrigen den Wein und Rudolf füllte die Gläser.

Ein alter Ahornbaum breitete seine unbelaubten Aeste über ihnen aus.

„Hören Sie nicht?“ fragte Lena aufmerksam.

Rudolf hörte nichts, als Vogelgezwitscher über sich.

„Eine Drossel!“ sagte Lena.

Als hätte der Vogel gemerkt, daß er belauscht wurde, so verstummte er plötzlich.

„Wir müssen leise reden,“ mahnte Lena ernst, „dann fängt er wieder an.“

Drüben am Waldsaume trat, unbemerkt von den beiden, ohne Furcht ein Rudel Rehe, der Bock an der Spitze, hervor und sah ruhig zu den Menschen herüber. Der Winter, wo sie von jedem Fremden

Brot und Kartoffeln aus der Hand genommen hatten, war noch nicht lange hin. Dann machte der Bock ein paar Sprünge und das Rudel folgte ihm zurück in den Wald. —

„Ihr Wohl,“ sagte Rudolf.

„Profit!“ erwiderte Lena munter und froh.

Sie nippte nicht nur, sondern nahm einen guten Zug. Auch dem Imbiß sprach sie tapfer zu. Es war nichts Geziertes an ihr, aber auch nichts Probozierendes, am wenigsten aber etwas Außergewöhnliches. So war auch ihr Geplauder. Rudolf hörte ihr zu, wie er im Sommerwalde in der Einsamkeit unter einem Baun gestreckt, dem Geflüster der Blätter lauschte. Viel Großes war es nicht, was sie erzählten und doch wirkten ihre Stimmen auf ihn mit einem seltsamen Frieden. Der Sommer war aber noch nicht da, es war noch erster Frühling, der Frühling der Mark, der sie umwebte. Die Reize dieses Frühlings waren schlicht und doch für einen aufmerksamen Sinn fein und herzlich genug. Ein junges Mädchen saß ihm gegenüber und nun schien sie ihm selber wie dieser Frühling zu sein. Lena erzählte von Frankfurt, von ihren Verwandten, von ihrer Schwester.



Eine Tigerjagd. Nach dem Gemälde von Rudolf Ernst.

Welt und Menschen spiegelten sich in ihr wie in einem kristallhellen, ungetrübten Spiegel, den noch nie ein Hauch erfahrenen Kummers oder einer Leidenschaft berührt hatte. Wie ein schöner Garten lag die Erde vor ihr da. „Meta muß sich auch ein Rad anschaffen,“ sagte sie, „und Siegfried auch. Dafür müssen Sie sorgen, Herr Moellendorf.“ —

„Was kann denn ich dazu tun,“ lächelte er. — „Doch sehr viel!“ erwiderte sie verwundert.

„Warum glauben Sie denn das?“

— „Meta gibt doch viel auf Sie!“ — „Meinen Sie das?“ —

„Doch aber ganz gewiß! Hat Meta erst ein Rad, dann bleibt doch für Siegfried gar nichts anderes übrig, dann muß er sich auch eins anschaffen. Er kann doch Meta nicht allein ausfahren lassen.“

„Sie hätte doch immer Ihre Begleitung.“

„Ich reise aber doch wieder nach Hause.“

Es war für Rudolf, als ob in den schönen Frühlingsmorgen ein kleiner dunkler Schatten hineinfiele.

„Wollen Sie denn so bald wieder fort?“

Lena sah ihn ein Weilchen an. „Nein,“ sagte sie dann treuherzig.

„Möchten Sie nicht immer in Berlin bleiben?“

„Immer? Das ginge doch schon gar nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Onkel und Tante in Frankfurt können doch nicht allein bleiben.“

„Einmal werden sich doch aber die alten Herrschaften daran gewöhnen müssen.“

Lena sah ihn so befremdet an, als verstände sie ihn nicht (Fortsetzung folgt.)

Das Ende einer Fahrt.

Von E. Fournier. Autorisierte Bearbeitung von A. Friedheim.

(Nachdruck verboten.)

Es war Winter und schneite. Ein junger Mann von vielleicht 25 Jahren ging nervös von einer Straßenecke zur andern und suchte eine Droschke. Unausgeseht führen Wagen vorbei, aber alle waren besetzt. Endlich bemerkte er ein freies Gefährt, winkte dem Kutscher, der auch sofort anhielt, machte den Wagenschlag auf und sprang hinein; im selben Augenblick bestieg eine junge Dame von der andern Seite die Droschke.

„Pardon, gnädige Frau,“ sagte der junge Mann, „der Wagen war frei, als ich ihn für mich beanspruchte.“

„Bitte sehr, mein Herr,“ antwortete die junge Dame, „ich habe ihn genommen.“

„Ich habe den Kutscher angerufen.“

„Und ich habe ihm gewinkt!“

„Ich habe es äußerst eilig . . . unaufschiebbare Sachen zu erledigen.“
„Gerade so, wie ich, mein Herr! Besorgungen, die sich nicht verzögern lassen.“ Die Dame hatte sich inzwischen gesetzt; der junge Mann setzte sich neben sie. Der Streit ging weiter. Keiner wollte dem andern weichen. Der Kutscher wurde ungeduldig.

„Gnädige Frau,“ nahm da der Herr wieder das Wort, „ich erlaube mir einen Vorschlag: wir wollen den Wagen zusammen nehmen.“

„Wie können Sie so etwas denken!“

„Aber warum denn nicht?“

„Es wäre doch im höchsten Maße unschädlich . . . ich kenne Sie ja gar nicht.“

„Ach ja so . . . hier, bitte . . .“

Und der junge Mann reichte der jungen Dame seine Visitenkarte; darauf stand: Alexander Dubois, Referendar.

Während die junge Dame das Kärtchen noch unerschlossen in der Hand hielt, sagte der Herr: „Sie können sich wirklich unbesorgt für einige Zeit meine Nähe gefallen lassen.“ — „Nun denn, ich nehme Ihren Vorschlag an,“ entgegnete sie. — „Bitte, bestimmen Sie zuerst, nachher komme ich an die Reihe. Welche Adresse soll ich dem Kutscher für Sie geben?“ — „Boulevard Straßburg.“ — „Kutscher, Boulevard Straßburg! Das trifft sich sehr gut, ich habe ganz in der Nähe einen Besuch zu machen.“ — Die junge Dame antwortete nicht. Der Herr sah seine Gefährtin heimlich etwas genauer an; die Dame war sehr hübsch, brünett, recht distinguiert, mit einem leichten Anflug von Melancholie auf den jugendlichen Zügen.

Der Wagen hielt; die junge Frau stieg aus, betrat einen Laden, und kam bald darauf mit einigen Bäckchen zurück. — „Wenn Sie gestatten, bestimme ich nun die nächste Fahrt.“ — „Unsere Verabredung lautete ja so.“

Der Herr rief dem Kutscher eine Adresse zu, und weiter ging die Fahrt.

„Ich werde Sie nicht lange warten lassen, gnädige Frau.“ — „Fräulein . . .“ — „O, bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein!“ rief der junge Mann, „jetzt begreife ich, daß mein Vorschlag Ihnen unpassend erschien; aber wenn Sie es wünschen, steige ich jetzt noch aus.“

„Das ist nicht notwendig; da wir nun einmal zusammen angefangen haben, können wir ja auch die Fahrt gemeinsam fortsetzen.“ — „Verbindlichsten Dank! Sie leisten mir wirklich einen sehr großen Dienst; bei dem Schneetreiben sind die Fuhrwerke so knapp, und ich muß durchaus meine Besuche machen.“ — „Für mich handelt es sich nur um Besorgungen; meine Eltern leben sehr zurückgezogen, wir unterhalten gar keinen Verkehr durch förmliche Besuche.“ — „Und daran tun Sie sehr recht!“

rief der junge Mann; „was ist das für eine Unsitte! Man kommt mit dem Hut in der Hand, spricht einige allgemeine Redensarten, erkundigt sich nach dem gegenseitigen Befinden, ohne auf die Antworten zu hören, verbeugt sich, geht wieder und hat eine Menge kostbare Zeit verloren.“ —

„Ja, es ist doch nun aber einmal nicht anders.“

Der Wagen hielt. „Ich werde meinen Besuch so rasch wie möglich beenden.“ — „Lassen Sie sich bitte nur Zeit.“ — Sie ist wirklich ganz reizend, dachte der junge Mann bei sich. Nach kaum zehn Minuten war er schon wieder am Wagenschlag, und weiter ging die Fahrt. Je öfter der junge Referendar seine Begleiterin ansah, je hübscher fand er sie. Er brachte sie zum Sprechen, plauderte von Büchern, vom Theater und andern Dingen; das junge Mädchen war in allem bewandert; ohne Arroganz, aber auch ohne Pedanterie plauderte sie, und ihr Urteil war ein sehr richtiges; sie gestand auch, daß sie die Musik sehr liebe und selbst musiziere. Alle ihre Ansichten waren genau die des jungen Alex Dubois; die Zeit verging ihm nur zu rasch, und er sah mit Bedauern dem Moment entgegen, wo sie sich trennen mußten. Wie es zwischen den beiden Parteien vereinbart worden war, bestimmten sie umschichtig die Fahrten; das junge Mädchen fand nun die ganze Sache auch komisch, und bisweilen glitt ein helles Lächeln über ihr Gesicht, das aber immer sehr rasch wieder dem melancholischen Ausdruck Platz machte. Der junge Mann sann und sann, wie er wohl den Moment der Trennung noch hinauschieben, und wie er es anstellen könne, um seine hübsche Begleiterin wiederzusehen. Endlich sagte er: „Gnädiges Fräulein, ich bin dem Zufall unendlich dankbar, der mir gestattet hat, meine Besuchsfahrten neben einer so reizenden Nachbarin zu machen. Sie würden das Maß Ihrer Güte noch erhöhen, wenn Sie mir gestatten wollten, Ihnen in Ihrem Elternhaus meinen Dank auszusprechen.“

„Unterziehen Sie sich bitte dieser Mühe nicht; wir haben uns gegenseitig einen Dienst geleistet, es kann also von Dank gar nicht die Rede sein.“

„Dann soll ich Sie nicht wiedersehen?“ sagte der junge Mann niedergeschlagen.

„Das kann Sie doch nicht überraschen.“

„Ich bedaure es, bedaure es aufrichtigst, jetzt, wo ich Sie kenne.“

„Sie kennen mich ja kaum!“

„Wo ich mit Ihnen habe plaudern können und Ihre entzückende . . .“

„Mein Herr, Sie vergessen, was Sie zu Anfang Ihrer Fahrt versprochen haben.“

„Ich habe Ihnen versprochen, mich durchaus respektvoll zu benehmen, und ich werde das auch tun; aber Sie werden mir doch wohl gestatten, Sie hübsch und distinguiert zu finden.“

„Aber, das sind ja lauter Schmeicheleien!“

„Gestatten Sie mir ein Wiedersehen in Gegenwart Ihrer Eltern!“

„Meine Eltern nehmen keine Besuche an.“

„Wenn Ihnen mein Wunsch unangenehm ist, stehe ich natürlich davon ab.“

Das junge Mädchen antwortete nicht.

„Ich bin ganz unabhängig,“ fing der junge Mann wieder an, „nicht unermüdend . . . ich lebe mit meiner Mutter, die gerne möchte, daß ich mich verheirate . . . mein Wunsch wäre, daß meine Mutter Sie kennen lerne.“

„Um Gotteswillen, das ist ja ein förmlicher Antrag! Unsere zufällige Begegnung wird ja ganz verhängnisvoll.“

„Warum verhängnisvoll? Könnte es denn nicht wie im Lustspiel enden und ich mein Glück gefunden haben . . .?“

„Lassen wir das Thema fallen.“

„Es hängt von Ihnen ab.“

„Vielleicht nicht so ganz, wie Sie denken.“

„Sind Ihre Eltern denn so fürchterlich?“

„Sie sind die personifizierte Güte, aber ich bitte Sie nochmals, geben Sie Ihren Plan auf.“

Die Stimme des jungen Mädchens zitterte.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich so mit Ihnen spreche, ich weiß wohl, daß es gegen alle Gepflogenheiten verstößt,“ nahm Alex Dubois dennoch wieder das Wort . . . „mein Wunsch, Sie wiederzusehen, ist so aufrichtig, daß ich Ihnen das alles sagen mußte. Wenn Sie einwilligen sollten, meine Frau zu werden, glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu können, daß Sie es nicht bereuen werden, und daß Sie an meiner Seite das Glück finden würden.“

„Sie werden die heutige Begegnung vergessen.“

„Niemals! . . . Aber ich mißfalle Ihnen! . . . mein Antrag erscheint Ihnen lächerlich!“

„Im Gegenteil. Er ehrt mich sehr; ich muß Ihnen aber sagen, daß ich mich nicht, wie andere, nach eigenem Willen verheiraten kann; von Seiten meiner Familie wird eine Bedingung gestellt, die erfüllt werden muß.“ — „Ich sage vorher zu allem ja.“

„Nein, tun Sie das nicht, Sie würden es bedauern.“

„Kann der Mann, der Sie als sein Weib heimführt, irgend etwas bedauern? Stellen Sie mich auf die Probe!“

„Gut denn, es sei,“ sagte das junge Mädchen plötzlich mit resolutem Ton, und sah ihm gerade ins Gesicht: „Mein Vater will, daß ihm sein Schwiegersohn im Beruf folge.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ sagte der junge Mann, „ich zweifle keinen Augenblick, daß der Beruf Ihres Herrn Vaters achtbar ist.“

„Achtbar, ja; mein Vater ist . . . Beamter.“

„Ich habe keinen Widerwillen gegen das Beamtenamt.“

„Er gehört zur Verwaltung und hat eine sehr wichtige Stellung.“

„Gut! Wie Sie gesehen haben, bin ich angehender Jurist; genügt das?“

„Vollkommen.“

„Ich schwankte, welcher Rechtstätigkeit ich mich widmen sollte, nun ist die Frage für mich gelöst.“

„Es ist nun einmal eine alte Familientradition,“ fing das junge Mädchen wieder an, „mein Sohn da ist, der dem Vater folgen kann, so muß es der Schwiegersohn tun; mein Vater geht davon unter keiner Bedingung ab.“

„Es kann doch nicht an Bewerbern fehlen,“ sagte der junge Mann und versuchte galant die Hand seiner Begleiterin zu küssen.

„Sie sind der erste.“

„Und ich hoffe auch der Letzte zu sein,“ entgegnete Alex Dubois und sah das junge Mädchen mit so bewundernden Blicken an, daß sie verwirrt die Augen senkte.

„Die Zukunft wird es zeigen,“ sagte sie leise und fuhr dann fort: „Meine Besorgungen sind fertig.“

„Ich habe auch keine Besuche weiter auf dem Programm. Es ist also abgemacht: „Sie erlauben mir, daß ich Sie bis an Ihre Wohnung begleite, um mich Ihrem Herrn Vater vorzustellen?“ — „Lassen Sie von Ihrem Vorhaben ab,“ flehte sie nochmals. — „Jetzt noch? . . . Nein! das kann ich nicht!“ — „Nun dann — komme, was da kommen muß. . . Sie haben es nicht anders gewollt . . . Meine Eltern wohnen in Auteuil.“

Sie nannte dem Kutscher die Adresse. — Die Droschke hielt vor einer schmucken, kleinen Villa; wütendes Hundegebell wurde vernehmbar; ein Mädchen öffnete die Gittertür. „Kusch Dich, Sultan!“ befahl das junge Mädchen einer riesigen Dogge, die ihr entgegensprang, und dann wandte sie sich zu ihrem Begleiter und sagte: „Wir sind am Ziel, bitte, folgen Sie mir.“

Gemeinsam betraten sie ein hübsches, geräumiges Zimmer zu ebener Erde; darin saßen ein älterer Herr und eine ältere Dame, er lesend, sie mit einer Handarbeit, am Kaminfeuer; beide sahen aus wie wohlhabende Leute aus gutem Bürgerstand. Die Tochter begrüßte die Eltern und erzählte in wenigen Worten, wie sich die Begegnung zugetragen, und während die alten Leute ihr schönes Töchterchen liebevoll ansahen, schloß diese ihren Bericht mit den Worten: „Herr Dubois hat mich bis hierher begleitet wollen, weil er Dir, lieber Vater, gern vorgestellt sein wollte.“

Und dann wandte sie sich zu dem jungen Mann und sagte: „Herr Dubois, — mein Vater.“ Und sie nannte den Namen . . . einen bekannnten Namen.

Der junge Mann fuhr entsetzt zusammen und mit der Hand umkrampfte er die Stuhllehne, um sich aufrecht zu erhalten. Vor ihm stand der Scharfrichter!



GÜNTHER & RUCKER WIEN

Eine Straße in Venedig. Nach dem Gemälde von E. v. Leinburg.

Die Umstehenden drängten sich um den Bankier zusammen und ein alter Mann fragte neugierig: „Bei dem war es wohl im Kopf nicht ganz richtig, nicht wahr, Herr?“

„Ach ja — der arme Schelm ist plötzlich verrückt geworden,“ bestätigte Norton mit teilnehmender Miene und dann schritt er langsam weiter, der Winterschen Bank zu. Welch' ein Glück, daß er selbst kaum etwas bei der Katastrophe verlor! Aber er hatte ja vorausgesehen, wie alles kommen würde, und wenn Carlton es nicht getan, so war es eben seine Schuld und sein Schaden! Na — der hochmütigen Nora, die einen Tom Norton abgewiesen, um einen lumpigen Maler zu heiraten, geschieht es schon recht — mochten sie jetzt sehen, wie sie durchkamen! — — —

Als Norton das Bankgebäude betrat, sah er aus wie ein Leidtragender, der zu einem Begräbnis geht, er klagte mit den unglücklichen Einlegern, die ihn respektvoll begrüßten und sagte mit gebrochener Stimme: „Daß ich diesen Tag erleben mußte! Die Wintersche Bank, die mir ans Herz gewachsen und auf die ich Häuser gebaut hätte — ich kannte sie seit langen Jahren — daß ich mich in ihr getäuscht habe, ist mir fast noch bitterer als der pekuniäre Verlust, den ich erleide!“ — — —

Am Spätnachmittag öffnete Carlton, der sich unbemerkt durch den Vorgarten geschlichen hatte, die Türe des Ateliers mit seinem Schlüssel, und todmüde in einen Sessel sinkend, schloß er die Augen. Seit der Szene mit Norton war er ziel- und planlos umhergeirrt, ohne Speise und Trank zu genießen, und nun fühlte er sich völlig erschöpft.

Nach einer Weile erhob sich Carlton mühsam, um die zum Wintergarten führende Tür gleichfalls abzuschließen — er mußte ungestört bleiben — um seine nächsten Schritte zu überlegen. — Nur durch den Wintergarten von ihm getrennt, saß Nora im Salon an ihrem Schreibtisch; sie rechnete und schrieb, während Gabriele übte. Jetzt hatte das Kind sein Pensum beendet und zur Mutter stürmend, mahnte es diese an ihr Versprechen, mit ihm in den nächsten Park gehen zu wollen. Nora nickte und dem Mädchen lächelnd, trug sie diesem auf, dem Herrn, falls er vor ihr heimkomme, zu sagen, sie sei im Park, werde mit Yella bei Hallers vorsprechen und pünktlich um einhalb sieben Uhr zu Hause sein.

Carlton hörte die Bestellung und sein Herz krampfte sich zusammen; hinter dem Fenstervorhang verborgen, blickte er Nora und Gabriele nach, als sie gleich darauf durch den Vorgarten gingen und tief aufstöhnend sah er sie dann seinen Blicken entzwinden — das war sein Abschied von Weib und Kind! — — — O, wie sollten die beiden durch die Welt kommen — ohne Besitz — Ehre und Namen mit Schmach und Schande bedeckt — ohne den Gatten und Vater, dem sie das Teuerste auf der Welt gewesen? Das Einzige, was Nora blieb, war jene Rente von 100 Pstl. — sie mußten sehen, wie sie damit zurecht kamen! Besser freilich immer noch ohne ihn — er mußte den Tod suchen, bevor man ihn gefangen nahm, ihn auf lange Zeit einsperrte. — — —

Aber ganz ohne Abschiedsgrüße konnte er nicht von seinen Lieben gehen; er setzte sich an den Mittelstisch des Ateliers, nahm ein kleines Stück Zeichenpapier, schrieb unter heißen Tränen einige Zeilen und schloß diese in ein Koubert, welches er an Nora adressierte. Dann schlüpfte er behutsam durch den Wintergarten in den Salon, legte den Brief auf einen kleinen mit roter Decke bedeckten Tisch und kehrte auf demselben Wege in sein Atelier zurück. Dann schlug er seinen Rockfragen in die Höhe, zog den weichen Filzhut tief in die Augen und schlüpfte, wie er glaubte, unbemerkt hinaus. Später ergab sich's, daß die Diensthoten einen Mann durch den Garten hatten schleichen sehen und an einen Dieb oder Einbrecher gedacht hatten — daß es ihr Herr war, ahnten sie nicht. — — — Mühsamen Schrittes, als sei er plötzlich steinalt geworden, schleppte Carlton sich wieder zur Themse; hier schlenderte er am Strand entlang, immer mit seinen Gedanken beschäftigt, Nora und Gabriele auf ihrem Heimweg verfolgend, sich ihren Schrecken vorstellend, wenn sie den Brief fanden. — — —

Jetzt flammte der erste Stern am Abendhimmel auf — jetzt noch einer — die Sterne spiegelten sich im Wasser, Carlton ruderte weiter und weiter hinaus. — — — Um Mitternacht trat die Ebbe ein, und mit der Ebbe war das leere Boot an den Strand getrieben worden. Carlton hatte die ersehnte Ruhe gefunden.

„Mama,“ rief Gabriele, der Mutter voraus durch den Garten eilend, „die Ateliertür steht halb offen, also muß Papa zu Hause sein.“

Nora stieß einen halb schluchzenden Seufzer der Erleichterung aus und als jetzt eine Dienerin erschien, um die Haustür zu öffnen,

fragte sie hastig: „Seit wann ist denn der Herr zu Hause, Mary?“

„Ist der Herr zu Hause, gnädige Frau?“ lautete die erstaunte Entgegnung des Mädchens und dann fügte Mary unsicher hinzu: „Vorhin sahen Rebekka und ich einen Mann aus dem Garten schleichen und wir riefen gleich nach Georg, aber der war natürlich wieder nicht da und jetzt sagt er, der gute Ueberzieher des Herrn fehle.“ —

Nora beachtete kaum die Worte der Dienerin — sie hatte nur gehört, daß Guy nicht zu Hause gekommen war und schweigend ging sie mit Gabriele ins Haus.

„Sieh doch, Mama,“ rief Yella lebhaft, „da liegt ein Brief mit Deiner Adresse und es sieht fast aus, wie Pappas Schrift.“

Hastig griff Nora nach dem Briefe und das kleine Koubert aufreißend, las sie mit versagendem Herzschlag: „Meine teure, einzig liebe Nora! Dies ist mein letzter Gruß an Dich und an Yella! Ich habe uns zu Grunde gerichtet, Gott weiß, daß es ohne meine Schuld geschah und nun bleibt mir kein anderer Ausweg als zu sterben! Bliebe ich am Leben, dann würde man mich wegen Betruges einsperren und diese Schande wenigstens kann ich Euch ersparen. Zwischen Euch Geliebten und dem Elend stehen nur hier 100 Pstl. jährlicher Rente, aber Gott, der Vater der Witwen und Waisen, wird Euch in seinen gnädigen Schutz nehmen!“

Vergeht mir, meine Geliebten — ich bin nicht wahnsinnig — ich bin leider bei vollem Bewußtsein und doch muß ich Euch lassen! Lebt wohl — lebt auf ewig wohl!“

Es währte eine kleine Weile, bis Nora begriff, daß dies ein Abschied fürs Leben sei, im ersten Augenblick glaubte sie zu träumen und erst Yellas dringende Frage: „Mama, was schreibt Dir denn der Papa?“ rief sie wieder zur Wirklichkeit zurück. Tief aufstöhnend drückte sie Yella ans Herz und dann sagte sie hastig: „Komm schnell, Yella — wir müssen den Papa suchen! Sage Mary, daß sie rasch einen Wagen holen möge!“

Yella fragte nicht weiter — sie eilte hinaus und Nora benutzte diesen Augenblick, um den Brief in ihren Schreibtisch zu schließen — das Kind sollte einzeitweilen nicht erfahren, was geschehen war. —

Als Yella wieder hereinkam, galt ihre erste Frage dem Brief, aber Nora sagte sanft: „Frage nicht darnach, Yella — so Gott will, brauchst Du nie zu erfahren, was vielleicht noch zu verhüten ist. Gehe nochmals hinaus und frage Rebekka, wer den Brief gebracht hat.“ —

Gleich darauf kehrte Yella in Begleitung der erschreckt aussehenden Dienerin zurück; „es ist niemand mit einem Briefe hier gewesen, gnädige Frau,“ sagte das Mädchen beunruhigt.

Nora wurde totenbleich, sie begriff, daß ihr Gatte selbst in ihrer Abwesenheit den Brief auf den Tisch gelegt hatte und ins Atelier eilend, spähte sie dort umher. Ja, da stand noch das Tintenfaß, auf welchem die Feder lag, mit der Guy geschrieben hatte und bitteres Weg krampfte Noras Herz zusammen, als sie sich sagte, daß es vielleicht das letzte Mal gewesen, daß ihr Gatte sein Atelier betreten hatte! Jetzt kam Mary und meldete, der Wagen sei da; „ich muß fort, Yella,“ sagte die arme Mutter tonlos, „es ist etwas Schreckliches geschehen — ich — ich muß den Papa suchen, bleibe inzwischen hier bei Mary.“

„O nein, Mama, das kannst Du nicht machen, ich muß mit Dir gehen,“ flehte Yella, fiebernd vor Erregung.

„Wo denkst Du hin, Kind — das ist nichts für Dich — ich muß allein gehen.“

„Und indessen sterbe ich hier vor Angst, Mama, was auch geschehen möge, laß uns zusammenbleiben — sage, daß ich Dich begleiten darf?“

Nora vermochte der Bitte des Kindes nicht zu widerstehen; von Yella begleitet, stieg sie in den Wagen und befahl dem Kutscher, zur Winterschen Bank zu fahren. Der Mann sah sie erschreckt an, sagte aber nichts und fuhr eilends davon.

Der Weg zur City schien der armen Frau endlos; als sie das Bankgebäude erreicht hatten, bemerkte sie, daß die Türen bereits geschlossen waren, was Nora weiter nicht erstaunte, denn es war jetzt sieben Uhr vorüber und die Geschäftsstunden währten nur bis fünf Uhr. Der Portier war nirgends zu sehen und so gab Nora nach kurzer Ueberlegung dem Kutscher die Adresse von Gungs Bildhändler.

Als auch diese Nachfrage kein Resultat ergab, suchte die arme Frau den Klub auf, indem ihr Gatte speiste, wenn er allein in der Stadt war — vom Klub ging es zur nächsten Bahnstation. Herren, die der Beschreibung von Carltons Äußerem ungefähr entsprachen,

waren allerdings abgereist, aber wer konnte wissen, nach welcher Richtung?

Böllig erschöpft kehrte Nora endlich gegen elf Uhr nach Hause zurück; das Kind war längst auf ihrem Schoße eingeschlafen und wachte auch nicht auf, als Mary sie in die Arme nahm und ins Haus trug.

„Ist Nachricht vom Herrn gekommen?“ frug Nora hoffnungslos, nachdem der Kutscher dabongefahren war.

„Nein, gnädige Frau, aber Herr Dr. Trach ist im Salon,“ sagte Rebekka mit kummervoller Miene.

Nora sah nicht bleicher aus als der Arzt, der ihr bekümmert entgegentrat.

„Haben Sie Nachricht von Guy — wo ist er?“ fragte die junge Frau, sich in halber Ohnmacht auf den Arm des Arztes stützend.

„Nein, das heißt, ich habe einige Zeilen von Carlton erhalten,“ murmelte Doktor Trach, der jungen Frau ein Briefblatt reichend. Nora versuchte zu lesen, aber die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen und schluchzend stammelte sie: „Sagen Sie mir, was er schreibt — ich —“

Sie vermochte nicht weiter zu reden — es ward ihr schwarz vor den Augen und leise stöhnend sank sie in den Lehnstuhl, den Doktor Trach hastig herbeizog.

Als Nora wieder zum Bewußtsein kam, stand der Arzt vor ihr und hielt ihr ein gefülltes Weinglas an die Lippen. „Trinken Sie,“ bat er, als sie den Kopf abweisend schüttelte, „wer kann wissen; wie nötig Sie noch Ihre Kraft haben werden, Frau Carlton!“

„Ach ja — Sie haben recht,“ nickte die Arme, während sie gehorham an dem stärkenden Trank nippte und dann sagte sie flehend: „Teilen Sie mir alles mit, was Sie wissen — glauben Sie nicht, mich schonen zu müssen — nur Offenheit und Klarheit kann hier vielleicht noch Rettung herbeiführen.“

„Sie haben recht,“ antwortete Doktor Trach ernst, „bevor ich Ihnen aber den Wortlaut von Guys Brief mitteile, muß ich Ihnen sagen, daß die Wintersche Bank ruiniert ist — offenbar hat der Gedanke, man könnte ihn für das Geschehene verantwortlich machen wollen, Carltons Verhalten beeinflusst.“

„Also das war es, was ihn während der letzten Wochen so verstörte,“ murmelte Nora kummervoll, „o, nun wird mir vieles klar! Mein armer, armer, unschuldiger Gatte — er büßt für anderer Fehler!“

„So sehe auch ich die Sache an,“ nickte der Arzt trübe und dann las er: „Georg — hier meine letzte Bitte an Dich — suche meine arme Nora auf und sprich ihr Trost zu, denn ich stehe auf dem Punkt, in den Tod zu gehen! Die Bank ist ruiniert — alle Leute verlieren ihr Geld und wenn sie uns verfluchen, kann ich es ihnen nicht verübeln, obgleich ich, Gott ist mein Zeuge, unschuldig an der Affäre bin! Oder nein — ich habe mich zum Mitschuldigen der Schurken gemacht, die dies vor langer Hand vorbereiteten — ich hätte diesen Posten nicht annehmen dürfen, denn ich besaß keine Geschäftskenntnisse und daß ich es tat, macht mich mitschuldig! — Sollte meine Leiche gefunden werden, dann bitte ich Dich, mich irgendwo begraben zu lassen, aber um meiner Lieben willen, hoffe ich, Gott wird barmherzig sein und mich im Fluß verschwinden lassen! Sei meiner Nora und meiner kleinen Yella eine Stütze und sage dem armen Gatter, wenn ich gewußt hätte, wie alles stand, würde ich mir eher die Hände abgehakt, als sein kleines Vermögen in der verfluchten Bank angelegt haben! Dank für Deine Treue — sorge für die Meinen! G. C.“

Eine kaum leserliche Nachschrift, quer über die obenstehenden Zeilen geschrieben, lautete: „Meiner Ueberzeugung nach war die Bank schon ruiniert, bevor ich meinen Posten antrat; ich entdeckte es erst heute — Norton und Hart wußten längst darum.“

Seltamerweise machte diese letzte Mitteilung zur Zeit weder auf Nora noch auf Doktor Trach irgend welchen Eindruck. — Beider Gedanken und Empfindungen beschäftigten sich nur mit Carlton und seinem möglichen Schicksal. Nora sprach kein Wort — sie saß eine lange Weile wir erstarrt und Doktor Trach schwieg ebenfalls, welchen Trost hätte er ihr geben können? Endlich erhob sich die junge Frau und griff nach ihrem Mantel. „Ich muß fort,“ sagte sie in Beantwortung vor des Doktors fragendem Blick.

„Aber doch nicht um diese Stunde,“ rief Doktor Trach bestürzt, „es ist fast Mitternacht.“

„Was schadet das — ich muß ihn suchen!“

„Bleiben Sie hier, Frau Carlton — denken Sie, wenn irgend eine Botschaft von Guy, vielleicht gar er selbst käme.“

„Ach — daran hatte ich gar nicht gedacht,“ sagte Nora unsicher, „Sie glauben also —“

„Ich hoffe wenigstens, Frau Carlton.“

Wie um des Arztes Worte zu bestätigen, fuhr in diesem Augen-

blick ein Wagen vor das Haus und gleich darauf trat Doktor Trachs Diener ins Zimmer, um seinem Herrn zu sagen, der Polizeikommissar von Chelsea habe um seinen sofortigen Besuch gebeten — es handle sich um Nachricht über den vermißten Herrn.

„Ich komme sofort,“ nickte Doktor Trach, und nachdem er Nora hastig mitgeteilt hatte, daß er gleich nach Empfang des Briefes an die Zentrale der Londoner Polizei telegraphiert und Carltons Signalement beigefügt habe, entfernte er sich mit dem festen Versprechen, Nora sofort benachrichtigen zu wollen, falls irgend eine Spur gefunden sei. „Sie sehen ein, daß Sie hier bleiben müssen, um einem eventuellen Rufe Folge leisten zu können,“ hatte er im Forteil geäußert und die junge Frau hatte schweigend genickt und sich ans Fenster gesetzt, um auf die Straße hinaus zu spähen. In der Küche saßen die beiden Mädchen; auf Doktor Trachs Anordnung unterhielt die Köchin ein tüchtiges Feuer, damit für den Bedarfsfall heißes Wasser vorhanden war, wer konnte wissen, ob und wie man den Vermißten fand und heimbrachte! —

Die kurze Sommernacht erschien Nora endlos; mit der anbrechenden frühen Dämmerung erwachte nun das schlummernde Leben in den Straßen. — Marktwagen rollten vorüber, laute Stimmen drangen an das Ohr der angstvoll Lauschenden, aber die Botschaft, auf die sie hoffte, verzweifelnd hoffte, wollte nicht kommen.

Um sechs Uhr brachte Mary der Herrin eine Tasse starken Kaffee und einen Bissen zu essen — anfänglich weigerte sie sich, irgend etwas zu genießen, aber Mary bestand darauf, daß die gnädige Frau einen Bissen esse und auch den Kaffee trinke und so tat sie es schließlich dem Mädchen zu Gefallen.

Kurz nach sieben Uhr hielt Doktor Trachs Coupee vor der Tür, er selbst und ein wettergebräunter Seemann, der einen Rock über dem Arme trug, entstieg dem Gefährt und traten zögernden Schrittes ins Haus. Nora kam ihnen schon in der Vorhalle entgegen — sie blickte angstvoll fragend in des Arztes Gesicht und dann auf den Seemann, der verlegen seinen Hut in den Händen drehte. Plötzlich sah sie den Rock, den der Mann über dem Arm trug und in bitteres Schluchzen ausbrechend, stammelte sie: „Guys Ueberrock — wo — wo hat man ihn gefunden?“

„Der Mann soll Ihnen alles sagen, was er weiß, Frau Carlton, es ist nicht viel,“ sagte Doktor Trach sanft und daraufhin berichtete der Schiffer, er wohne in Chelsea und habe gestern Abend, zwischen sieben und acht Uhr, einem Herrn sein kleines Schiff für eine Stunde vermietet. Der Herr habe seinen Ueberzieher bei ihm zurückgelassen, weil es so warm gewesen sei und als er ihm gesagt habe, er müsse, obgleich es ein sternheller Abend sei, doch sehr vorsichtig sein, um nicht mit anderen Booten zusammenzustoßen, habe der Herr geäußert, er wisse Bescheid auf der Themse. Als er dann dem Herrn nachgesehen habe, sei er völlig beruhigt gewesen; er habe ebenso gewandt wie vorsichtig gerudert und gesteuert und so sei er in sein Häuschen gegangen. Aber der Herr sei nicht zurückgekehrt und bei Tagesanbruch habe man das Schiff kielauwärts weiter unten an der Themse gefunden. —

So war denn alles zu Ende und als der Doktor sich zögernd entfernt hatte, saß Nora in stummer Verzweiflung im Atelier, welches der Fuß des Gatten nie mehr betreten würde. „Wenn sie nur weinen könnte,“ meinte Yellas alte Wärterin kummervoll, und als jetzt die Kleine erwachte, flüsterte die treue Martins ihr zu, was geschehen war, und dem Kinde hastig die Kleider überwendend, ging sie mit ihr zur Tür des Ateliers. Mit lautem Jammerschrei: „Mama — o Mama,“ schlang Yella die Arme um den Hals der Mutter und als des Kindes heiße Tränen auf ihr Gesicht fielen, da fand auch Nora endlich Erleichterung im Weinen. Einander fest umschlungen haltend, standen Mutter und Tochter vor der leeren Staffelei des Geliebten und die strahlende Augustsonne schien hell und mitleidslos auf die Armen, für die es urplötzlich Nacht geworden war. (Fortsetzung folgt.)

✻ Unsere Bilder. ✻

Eine Straße in Venedig. Immer neue Motive bietet die alte Lagunenstadt den Malern. Das reizende, abwechslungsreiche Bild, das die Wasserstraßen gewähren, ist schon gar oft auf der Leinwand festgehalten worden. Die schimmernden Häuser, die Brücken, die über die Kanäle führen, die blumengeschmückten Balkons, die sich in der Flut spiegeln, die Gondeln, die lautlos über das Wasser gleiten, sind ein zu malerisches Bild. Einst rauschten hier Meerestwogen, wo jetzt eine blühende Stadt ist. Sie ward dem Meer abgerungen in langem, langem Kampf. Platen, welcher der alten Dogenstadt seine schönsten Sonette gewidmet hat, schließt eines derselben mit den Worten:

Und sieh, da kam ein mutig Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eisenpfähle, mitten in die Wogen.

Und diese Tempel und Paläste bewundern wir noch heute in der Natur und im Bilde.

Im Herrgottswinkel. Unser Bildchen führt uns in ein oberbayerisches Bauernhaus. Hinter den niedrigen, aber blitzblanken Fensterlein blühen Fuchsien, Goldlack und Levkoien und die Bäuerin ist gerade damit beschäftigt, ihre Blumenpfleglinge zu begießen. Es ist eine hübsche Sitte in katholischen Gegenden, einen stillen Platz im Hause zu schaffen, wo die Familienmitglieder täglich vor dem Bilde des Gekreuzigten ihre Andacht verrichten. Dieser Platz ist der Herrgottswinkel; es ist die traueste Ecke im Hause, wie wir es auch schon unserem freundlichen Bilde ansehen können.

Eine Tigerjagd. „Hütet euch vor allen schwarzgelb gezeichneten Tieren!“ So lautete der Spruch irgend eines erfahrenen Weltweisen, und in der Tat sind auch Wespen, Hornissen, verschiedene giftige Schlangenarten und nicht zum mindesten das grimmigste aller reisenden Tiere, der Tiger, schwarzgelb gezeichnet. Dieser Fürst der Räuber ist im Grunde nichts weiter als eine ziemlich groß geratene wilde Raçe mit allen bössartigen Gemüts eigenschaften ihrer Raçe. Er ist bei weitem gefährlicher als der Löwe, dem das majestätische Neufere den Titel des Königs der Tiere verschaffte; an Kraft, Gewandheit, teuflischer Wildheit und Raublust ist der Tiger dem Löwen entschieden überlegen, nur die mächtige Mähne fehlt ihm als Zeichen der Herrscherwürde, als Königsmantel. Von seiner bevorzugten Heimat, Vorder- und Hinterindien, hat sich der Tiger so ziemlich über ganz Asien verbreitet, vom südlichen Sibirien bis Java und Sumatra, von Korea bis nach Persien und Armenien. Höhere Lagen und öde Gegenden ohne Pflanzenwuchs meidet er, sonst haust er aber sowohl in Rohr- und Gesträuchbüschen, wie hochstämmigen Wäldern, und zieht sich sogar dicht an bevölkerte Städte und Dörfer heran. Alljährlich fallen den gestreiften Räubern nach amtlichen Mitteilungen etwa 21,000 Menschen zum Opfer, doch dürfte diese Zahl in Wahrheit erheblich höher sein. In seinem kräftigsten Alter scheint der Tiger nur der Jagd auf Wild zu fröhnen. Erst wenn er schwerfälliger wird, macht er sich gelegentlich über den Eingeborenen her, weil der leichter zu erhaschen ist. Hat aber solch alter Bursche erst Menschenfleisch gekostet, so ist er nicht wieder abzuschütteln und zwingt ganze Ortschaften der abergläubischen, waffenlosen Hindus zur Auswanderung, wenn nicht auf ihren Hilferuf ein Weiber oder eine ganze Jagdgesellschaft herbeieilt. Merkwürdigerweise scheut nämlich der Tiger den König der Menschenrasse, den Weissen, und geht ihm aus dem Wege. Der Tigerjäger auf unserer Abbildung, ein vornehmer Indier aus den mohammedanischen Bevölkerungsteilen, die den sanften Hindus an Kühnheit und Tatkraft weit überlegen sind, hat mit Hund an der Fährte aufgenommen, ist das erste Stück geritten, um dann nur von Hund und Tigernsuchern begleitet, den gespürten Menschenfresser zu Fuß anzuschleichen. Seine vortreffliche europäische Büchse und seine kaltblütige Schußfertigkeit ließen ihn auch diesmal nicht im Stich, und mit stolz gelassener Miene reitet er hinter seiner Beute drein, während die vier kräftigen braunen Gesellen gerade genug an dem Riesenkater zu schleppen haben.

☛ Gemeinnütziges. ☛

Gegen den Magenkrampf nehme man während des Anfalles 3 bis 4 Tropfen ätherischen Kümmelöls in einem Eßlöffel voll Rum. In den meisten Fällen ist dies eine Hilfe auf Jahre hinaus.

☛ Lustiges. ☛

Der fleißige Bruder Studio.



„Nun, was hüffelst Du denn da?“
 „Somers Ilias!“
 „Um, den ollen Schmöcker kenn ich längst auswendig.“
 „Auswendig? — das mag stimmen, sofern Du damit den Einband meinst!“

Vertraulich.

Leutnant: „Hast Du dem Fräulein das Bouquet übergeben?“

Bursche: „Ja, Herr Leutnant. Ist die aber schön! Wollen wir die nicht heiraten, Herr Leutnant?“

Nicht anders möglich.

Herr Nolte: „Ich habe wieder 'nen Schnupfen, als ob ich dafür bezahlt kriegte.“

Herr Nolte: „Sie haben sich wahrscheinlich bei abnehmendem Mond die Haare schneiden lassen.“

Herr (nimmt den Zylinder von der Platte): „Manu, kann ich etwa anders?“

Druckfehler.

Was sich liebt, das leckt sich.

Unbeabsichtigt.

Pfarrer: „Nun, Stoffbauer, welche Wirkung hat denn meine heutige Predigt über die große Hitze im Fegeseur auf Euch gemacht?“

Bauer: „Hochwürden Herr Pfarrer, an satrischen Durst hab' i drauf gekriegt.“

Gebildet.

Höhere Tochter: „Papa, warum geben denn nur die Alpenkühe kondensierte Milch?“

Vater: „Weil se da obe rum af dene Alpe nix zu saße kriegte.“

Ähnlichkeit.

Welche Ähnlichkeit ist zwischen einem Geden und einer Uhr? — Man zieht sie beide auf und läßt sie laufen.

Alter Jägerspruch.

Der ist ein seltsam Mann,
 Der ein Schuß fehlt
 Und keine Ausred kann.

Um so anerkennenswerter.

General (während der Kritik): „Und Sie, Herr Leutnant habe ich ganz besonders zu loben — Sie haben durch Festhalten Ihrer so wichtigen Position eine Kaltblütigkeit an den Tag gelegt, die auf das Ehrendste anerkannt werden muß. Ich bitte um Ihren Namen?“

Leutnant: „Haase.“

General (erstaunt): „Haase! — Um so anerkennenswerter!“

☛ Nachtsch. ☛

1. Bilderrätsel.



2. Rätsel.

Wer bin ich?
 Jung bin ich wohlfeil, alt erst teuer,
 Ein schwacher Jüngling, starker Greis;
 Wie Wasser fließend, bin ich Feuer;
 Doch machst Du mich so kalt wie Eis,
 Dann glüh ich erst recht innig!
 Wer bin ich?

3. Ergänzungsrätsel.

Je—, —rub, Bau—, —nau, Woll—, —nar, M—, —ger.

Die Striche sind durch die zweifelhigen Namen von vier Bäumen zu ersetzen, und zwar sollen die ersten der gegebenen Silben mit den Anfangs- und die letzten mit den Endsilben neue Wörter bilden, z. B. D—, —tall (+ Palme) = Opal, Metall. Die Anfangsbuchstaben der vier Bäume nennen eine Meeresstraße.

4. Logogriph.

Gar viel hat in der Hauptstadt mir gefallen,
 Das Muster könnte sein für manchen Ort;
 Was ich bewunderte jedoch vor allen,
 Das ist ihr ganz vortrefflich Rätselwort:
 Es geht — das muß ihm lassen selbst der Neid —
 Mit des geköpften Wortes Pünktlichkeit.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Mittelhand hatte: Kreuz-Bube, Bitt-Bube, Kreuz-König, Dame, Neun, Acht, Bitt-Dame, Sieben, Coeur-Dame, Sieben; Hinterhand den Rest. Vorhand spielt fünfmal Karo von der Sieben bis zum König. Die Gegner werfen die niederen Karten ab. Dann folgt 6. Karo-Zehn, Bitt-Bube, Kreuz-Zehn (- 22); 7. Kreuz-König, Coeur-Zehn, Kreuz-Sieben (- 14); 8. Kreuz-Dame, Bitt-Zehn, Karo-Bube (+ 15); 9. Karo-As, Kreuz-Bube, Coeur-As (- 24) = 60 Augen.
2. Goldregen.
3. 15. Juni 1888. Todestag Kaiser Friedrich III.